Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 12: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer

Artikel: Kultürlich? : Warum nicht?
Autor: Blocher, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419561

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kchönig (nur im Kartenspiel noch nicht durchwegs). Weniger beeinflußt wird der Satzbau, der einfach ist, am allerwenigsten die Laute und Formen. Der innere und der äußere Verkehr, die Freizügigkeit und Bevölkerungsmischung, die Volksschule, deren eine Hauptaufgabe die Vermittlung der Schriftsprache ist, und andere Volksbildungsanstalten, das lebhafte Zeitungs- und Bücherwesen, kurz: geistige, wirtschaftliche, gesellschaftliche und staatliche Bewegungen haben im 19. Jahrh. die Mundart innerlich und äußerlich erschüttert.

Ihrem Wesen nach ist sie also hochalemannisch und unterscheidet sich vom Niederalemannischen hauptsächlich durch die Verschiebung des k im Anlaut zu ch, in gewissen anderen Stellungen zu kch, was ziemlich allgemein auch als hochdeutsche Aussprache für k gilt. So spricht der Schweizer in seiner Mundart Chind, auf hochdeutsch Kchind. Diese Laute, die also bei uns besonders häufig sind und tief im Gaumen gebildet werden, gelten als unser Hauptmerkmal, doch werden sie im Süden weiter vorn gesprochen (im Wallis z. T. geradezu am harten Gaumen wie der ich-Laut), was sich vielleicht aus der romanischen Grundlage der Alpenmundarten erklären läßt. Denselben Grund dürften noch andere Erscheinungen haben, z. B. die in den südlichen Mundarten verbreitete Entrundung von ü zu i und ö zu e (Hiiser, scheen). In diesem Gebiete ist auch der Druckunterschied zwischen Stammsilbe und folgenden Silben nicht so groß wie im Norden; daraus erklärt sich die Erhaltung jener z. T. noch vollen Selbstlaute in den Endsilben (Zunga, Hano = Hahn) bei gewissen Walliser Mundarten, die das altertümlichste heutige Deutsch vorstellen. Die Stadt Basel bildet mit ihren elsässischen Vororten eine niederalemannische Sprachinsel, was aus den starken nördlichen Beziehungen zu erklären ist. Anderseits empfinden wir den Schwarzwälder Hebel als unsern Landsmann; denn alle unsere Eigentümlichkeiten reichen ein Stück weit über den Rhein hinaus (das Vorarlberg ist ebenfalls hochalemannisch). Auch in der Formen- und Satzbildung hat sich neben vielen Neuerungen manche Altertümlichkeit erhalten. Eine wissenschaftliche Einteilung der Mundarten steht noch aus[1]); die volkstümliche Unterscheidung nach Kantonen — die Mundart ist ein sehr beliebter Gegenstand nachbarlicher Neckereien — genügt durchaus nicht; die wissenschaftlich scheinende Gliederung in rein-alemannische und burgundisch-alemannische ist nicht haltbar; jedenfalls lassen sich keine sicheren Spuren des Burgundischen nachweisen. Die einen Erscheinungen weisen mehr auf eine nord-südliche Gliederung, die andern mehr auf eine ost-westliche.

Unsere Mundartverhältnisse sind so mannigfaltig, daß wir leicht an der Rede die engere Heimat des Sprechers erkennen, und doch so einheitlich, daß wir immer noch den deutschschweizerischen Mitbürger heraushören und einen sprachlichen Ausdruck haben für unsere staatliche Selbständigkeit. Diese Sprache der Heimat in vernünftigem Maße zu erhalten, ist uns ein vaterländisches Bestreben, auch dem Deutschschweizerischen Sprachverein. An eine schweizerische Schriftsprache aber ist nicht mehr zu denken, sie ist auch nicht zu wünschen, denn die gemeindeutsche Sprache ist uns ein kostbares Geistesgut und ein Feierkleid. Sie verbindet uns mit unserer weitern Geistesheimat und mit der Welt. Unsere deutsche Doppelsprachigkeit hat ihre Nachteile, aber auch ihre Vorteile. Wir gehören zu einer großen Gemeinde und haben doch eine sprachliche Heimat. Schriftsprache und Mundart gehen wie eine große und eine kleine Schwester friedlich nebeneinander her.

Küsnacht bei Zürich. Dr. August Steiger.

1) Vgl. F. Kluge, Alemannische Mundart und Schriftsprache. Wissenschaftliche Beihefte 4, 372 ff.

Kultürlich? — Warum nicht?

In der Märznummer hat Prof. Bruno Meyer das gräßliche Fremdwort kulturell besprochen. Es war aber auch höchste Zeit, daß jemand endlich seine Stimme erhob, um einem gewiß von sehr vielen geteilten Mißbehagen über dieses um sich greifende Wort Ausdruck zu geben. Der Nachweis, daß es schon über fünfzig Jahre alt ist, wird manchen Leser ebensosehr überrascht haben wie mich. Denn so richtig Mode geworden, »aufgekommen« ist es doch erst in den letzten Vorkriegsjahren, in denen von Kultur bis zum Überdruß geredet wurde (seither freilich erst recht, weil wir jetzt das Gefühl haben, daß die abendländische Gesittung in furchtbarem Niedergang sei). Je mehr von Kultur die Rede war, desto willkommener mußte auch ein dazu passendes Beiwort sein, und darum geht es jetzt nirgends mehr ohne das Wort kulturell.

Es ist nicht unentbehrlich; ich habe über Kultur schon viel gesprochen und geschrieben und es doch noch nie gebraucht, auch nicht vermißt. Aber da nun einmal das Bedürfnis nach einem solchen Beiwort erwacht ist: suchen wir es zu ersetzen. Und zwar schlage ich vor, dabei zu verfahren, wie wir es schon lang mit andern lateinischen Wörtern auf -ur getan haben, und kultürlich zu sagen wie natürlich, figürlich, kreatürlich.

Ich legte die Bildung kultürlich voriges Jahr dem Vorstand des Deutschschweizerischen Sprachvereins in einer Sitzung vor und fragte die Herren nach ihrer Meinung. Die Richtigkeit der Wortbildung wurde anerkannt, kein Einwand wurde erhoben, und doch nahm man meinen Vorschlag mit allgemeinem Kopfschütteln auf und riet von der Neuerung ab. Trotzdem brauchte ich seither das Wort in zwei verschiedenen Zeitschriften, wobei mir freilich jedesmal der Setzer aus kultürlich kulturlich machte (das könnte nachdenklich stimmen). Ich wiederhole hier den Vorschlag: kultürlich statt kulturell, denn ich zweifle nicht an seiner Brauchbarkeit; jedenfalls sind schon gewagtere Verdeutschungen durchgedrungen.[1])

Den Vorfall in unserm Vereinsvorstande habe ich hier erwähnt, weil er bezeichnend ist für die Stellung der Schweizer zu den Verdeutschungsfragen und zur Schriftsprache überhaupt. Davon darf hier einmal die Rede sein. Wir Schweizer sind gegen Neuerungen und Neubildungen ablehnend oder doch sehr zurückhaltend. Zwar haben wir an der Bereicherung des Neuhochdeutschen teilgenommen, aber immer von unserer Mundart, vom lebenden Sprachgebrauch aus. Persönliche Einfälle lassen wir ungern gelten, und künstliche Neubildungen sind uns geradezu unangenehm; viele Schweizer sind der irrtümlichen Meinung, die Neuschöpfung von Wörtern sei nicht erlaubt. Dies ist ein Grundzug in unserm sprachlichen Verhalten. Er mag daher rühren, daß unsere Umgangssprache eine ganz und gar gewachsene ist und nicht wie die der gebildeten Leute im Reich die Spuren der Kunst, der Schule, an sich trägt. Er paßt aber auch sonst zu unserm Wesen, dem bäuerlich altväterische Art eigen ist, an dem die Unnatur des Großstadt-

1) »kulturlich« gebraucht G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (1891 S. 404), ebenso Ratzel u. a.; »kultürlich« ist uns in einer Zeitung v. J. 1922 begegnet, »kulturisch« im Kunstwart. Die Schriftleitung.

lebens noch wenig Anteil hat. Ich wollte ruhig die Wette wagen, daß von 100 schweizerischen Lesern keine zwei an den Vorschlägen Wohlgefallen fänden, die, wieder in der Märznummer Sp. 8ff., Ferdinand Friedel unter der Aufschrift »Warum nicht?« gemacht hat;[1]) die 98 übrigen werden einfach antworten: Darum nicht! Diese Zurückhaltung gegenüber dem Neuen kann der deutschen Sprachentwicklung nützlich sein. Aber es ist gut, daß ihr die vorwärtstreibende Kühnheit anderer deutscher Stämme zur Seite steht. Wir brauchen beides: Neubildung, Fortschritt, Wagnis und abwägende, bedächtige Sichtung des neu Aufkommenden. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit wird gesundes Leben und erforderliche Fortbildung der Schriftsprache sein.

Ich muß nun hier die Frage erwarten, weshalb denn der Schweizer gegen eindringende Fremdwörter nicht ebenso ablehnend sei wie gegen deutsche Neubildungen. Vielleicht ließe sich nachweisen, daß er es im Lauf der Sprachgeschichte hundertmal gewesen ist, öfter und zäher als der nichtschweizerische Deutsche; aber die verwickelte geschichtliche Angelegenheit bleibe hier unerörtert. Das leuchtet indessen ein: der Einbruch eines Fremdwortes in den Sprachgebrauch vollzieht sich unter anderen Bedingungen als der einer deutschen Neubildung. Wer ein Fremdwort zum erstenmal hört, der ist zunächst geneigt zu der Annahme, der Verfasser wisse mehr als er, und habe seine Gründe, das Fremdwort zu brauchen; das fremde Wort enthalte wohl irgend etwas Besonderes, was nur eben ihm, dem Leser, nicht vertraut sei. Die deutsche Neubildung dagegen verrät sich meist als solche, und der Leser wird sich dann ein Urteil über ihre Zulässigkeit und Schönheit zutrauen; daher seine von vornherein prüfende Haltung gegen den Neuling.

Zürich. Eduard Blocher.

Deutsche Namen nichtdeutscher Orte.

In der Vergangenheit gab es für nichtdeutsche Orte eine Menge von deutschen Namen, zum Teil alten Namen, zum Teil volkstümlichen Anpassungen und Umbildungen der fremden Namen, zum (freilich kleinsten) Teil auch solchen, die von deutschen Herrschern künstlich geschaffen und gewaltsam eingeführt worden sind. Dem neuzeitlichen Leben halten diese deutschen Namen schwer stand, viele sind schon ganz verschollen (Weißenburg für Belgrad), andere behaupten sich mühsam neben der fremden Form (Neuenburg neben Neuchatel in der Schweiz), wieder andere (Prag, Warschau, Agram) drohen allerneuesten Künsten fremder Regierungen zu weichen.

Gewöhnlich wird für den Vorgang das Verkehrsleben verantwortlich gemacht, aber nur zum Teil mit Recht, denn andere Völker wahren ihr Sprachgut trotz dem sogenannten Weltverkehr; es müssen also noch weitere Ursachen an dem Zurückweichen der deutschen Ortsnamenformen mitwirken.

Erstlich die bekannte Schwäche und Ungefestigtheit des deutschen Sprach- und Volksgeistes, zumal bei den Gebildeten. Neuchâtel, Zagreb, Nancy, Göteborg sind schließlich auch nur Fremdwörter, denen es dank dieser Schwäche gelungen ist, sich an Stelle der Wörter Neuenburg, Agram, Danzig, Gotenburg zu setzen. Dazu kommt zweitens das Überwiegen des gesetzlichen Denkens oder des Staatsaberglaubens seit fünfzig Jahren. Heute herrscht die Meinung vor, Ortsnamen seien Sache der Staatsgewalt, und jetzt hätten die Orte des Elsasses andere Namen als früher und müßten Mulhouse, Strasbourg geschrieben werden, weil sie nun auf dem Poststempel und auf dem Wandfahrplan so genannt sind. Das Bewußtsein, daß Namen zur Sprache gehören, der Sprechende über die Benennung zu verfügen hat, nicht die Staatsgewalt, daß also Ortsnamen ebenso zu behandeln sind wie andere Bestandteile der Sprache, scheint uns Deutschen verloren gegangen zu sein; es gerät auch bei andern Völkern ins Wanken, ist aber dort noch weniger erschüttert. Dann aber kommt allerdings der Verkehr als Feind deutscher Ortsbenennungen in fremdem Sprachgebiet in Betracht. Vor hundert Jahren gab es keine Telegraphenämterverzeichnisse und Wandfahrpläne, von fremden Regierungen aufgestellt, aber von uns benutzt. Wir waren sozusagen immer unter uns, wenn wir von Neapel, Genf, Kopenhagen sprachen, und erst auf Reisen, im Verkehr mit den Andersprachigen, kamen die fremden Namen zu Gehör. Heute ist das anders: Frachtbriefe, Rundreisehefte, internationale »Hotelführer«, abgestempelte Briefe bringen mir den fremden Namen ins Haus. Nun werde ich ängstlich, ob ein Brief auch recht ankomme, wenn ich Florenz auf den Umschlag schreibe, ob der Frachtbrief in Ordnung sei, wenn Venedig darauf steht. Überall brauchen die Verwaltungen der Verkehrsanstalten die fremden Namen, ich passe mich vorsichtshalber diesem Tatbestand an, und nun ist nur noch ein Schritt bis zur völligen Annahme des fremden Namens. Gut geschützt gegen völliges Verschwinden sind nur die durch mächtige geschichtliche Überlieferungen gedeckten deutschen Städtenamen (Mailand, Neapel, Venedig, Florenz, Genf, Athen, Jerusalem), sodann die Ländernamen (Schweden, Griechenland), und endlich Fluß-, Meeres- und Gebirgsnamen (Themse, Mittelmeer), weil sie im Verkehrsleben, bei Bahn, Post usw., selten angewandt werden; doch ist auch da schon bedenkliche Verwirrung eingerissen, und deutsche Blätter sprechen von Pacific, Atlantic, Adria.

Durch die Schweiz geht die Sprachgrenze. In dem von mir mit Emil Garraux zusammen aufgestellten Verzeichnis konnte ich im Jahre 1906 Hunderte von noch gebräuchlichen deutschen Namen nichtdeutscher Ortschaften, Flüsse, Berge unseres Landes aufführen.[1]) Der Grad der Gebräuchlichkeit jedoch ist verschieden. Manche Namen sind nur an der Sprachgrenze bekannt, so der alte Name Rotten (von Rhodanus, Rhone) im deutschen Oberwallis, wieder andere gehören der Geschichte an (Valendis). Eine Anzahl von Namen kennt man ziemlich in der ganzen Schweiz herum, braucht sie aber nur noch in einem Teil des Landes, dahin gehören Iferten, Vivis, Bellenz (Yverdon, Vevey, Bellinzona). Andere sind noch völlig lebendig (Genf, Waadt), aber doch gefährdet, vor allem auch, weil man sie im Deutschen Reich nicht allgemein kennt (Waadt, Neuenburg, Puschlav).

Wie soll sich nun der nichtschweizerische Deutsche verhalten, was kann er zur Erhaltung deutscher Ortsnamen der Schweiz tun und was kann (ja darf er allenfalls) nicht dafür tun?

Die Regel für den deutschen Ausländer lautet da: man merke sich die noch allgemein in der deutschen Schweiz ge-

1) Schreibel für Schreibmaschine, Sprechel für Fernsprecher, Drahtel für Telegraphenapparat, Schießel für Maschinengewehr usw. — Übrigens verrät uns die Schriftleitung, daß diese Verdeutschungen auch im Reich kräftigen Widerspruch erfahren haben.

1) Deutsches Ortsnamenbüchlein für die Westschweiz, mit einer Karte. Zürich und Leipzig, Th. Schröters Nachfolger 1907. Preis 50 Rp. Die Karte gebe ich auf Verlangen, so lange der Vorrat reicht, kostenlos ab.